

Thomas Neumeier lebt und arbeitet im idyllischen Naturpark Altmühltal. Hauptberuflich Bürokaufmann, hatte er schon als Kind eine Affinität zum Schreiben und Erzählen. Ein nachgeschobenes Studium hat ihn auf den Literaturbetrieb losgelassen.

THOMAS NEUMEIER

# Reinheitsgebot

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

*Als ich von den schlimmen Folgen des Trinkens las,  
gab ich sofort das Lesen auf.*

Henny Youngman (1906–1998), Schauspieler

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: [shutterstock.com/Wolfilser](http://shutterstock.com/Wolfilser)

Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Susann Säuberlich, Neubiberg

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2016

ISBN 978-3-95451-786-2

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

Dieser Roman wurde vermittelt durch  
die Agentur Ashera GbR, Gottenau.

## Prolog

Ein machtvoller Ort sollte das hier sein, sagten die Spinner. Geheimnisvolle Kräfte gingen von dem lehmigen Boden aus, weil es da unten ein paar Wasseradern gab. Die erzeugten unterirdische Kraftfelder und entzogen den Menschen ihre Energien. Deshalb wurde man hier immer so schläfrig. So jedenfalls hatte ihm das mal einer dieser Esoterikfuzzis erklärt, die hier bei schönem Wetter mit Wünschelruten und Pendeln umherspazierten. Auf die Idee, dass die Müdigkeit vom vorangehenden Aufstieg rühren könnte, kamen diese Gestalten nicht.

Er fühlte sich kein bisschen schläfrig. Nicht heute Nacht. Er glaubte nicht an diesen New-Age-Kram, dieses späte Vermächtnis der 68er, deshalb war er für die hier angeblich wirkenden Kräfte auch nicht empfänglich. Außerdem überflutete ihn die Gewissheit um seinen bevorstehenden Tod mit Adrenalin. Da war kein Platz für Müdigkeit. Nicht heute Nacht – seiner letzten.

An Geister glaubte er auch nicht, obwohl ihm hier oben stets welche begegneten. Geister aus vergangenen Zeiten. Er sah sie nicht, aber sie waren da. Stimmen, Gelächter, Gesang – und Angst. Vor allem die. Sie waren überall. Lauerten. Grinsten. Kicherten. Er ignorierte sie. Wie immer.

Mit seiner geladenen Schrotflinte fest in beiden Händen, ging er seinen letzten Gang. Er hätte sich für diesen Anlass ein paar Sterne als Zeugen gewünscht, aber der Nachthimmel war weitenteils pechschwarz. Nur hoch über den Wäldern auf der anderen Talseite graute kaum sichtbar ein fahles Glimmen hinter den schwarzen Schlieren. Nicht einmal der Mond wollte ihm zusehen. Sei's drum.

Die Spalier stehenden Büsche und Bäume wiesen ihm den Weg vorbei an den beiden von Moos überwucherten Opfersteinen. In der lichtlosen Dunkelheit waren sie nur als schemenhafte Hügel zu erkennen. Grabhügel, dachte er. Wie passend.

Grund zur Eile bestand nicht. Er hatte die ganze Nacht Zeit, dies zu Ende zu bringen. So lange würde er nicht brauchen.

Etwa fünfzehn Meter voraus an der Talkante markierte der steinerne Obelisk, den sie »Wodansburg« nannten, das Ende seines Weges. Eine wiedererrichtete altgermanische Richt- und Opferstätte sollte das sein, hieß es. Für ihn war es einfach nur ein grobschlächtiges Phallussymbol. Schon immer. Ein rudimentär gemauerter Sockel, einem Altar nicht unähnlich, mit einem spitzen, mehrere Meter hohen Aufbau, welcher der Dunkelheit zum Trotz mit jedem Schritt mehr Konturen gewann. Das Bildnis wirkte bedrohlich. Wie etwas noch Finsteres in der Finsternis, das unmissverständlich klarstellen sollte, wem dieses Aussichtsplateau gehörte. Er aber war nicht weiter beeindruckt. Hier hatte es angefangen. Und hier würde es nun enden. Endlich.

Als er den Sockel erreichte, berührte er den rauhen, kalten Stein. Moos und Gestrüpp rankten in den Vertiefungen. Im weiten Tal dahinter glommen schwach die Nachtlichter seiner Heimatstadt im Nebel.

»Hahaha! Ich habe geahnt, dass du dich so aus der Affäre ziehen würdest«, sprach eine unangebracht heitere Stimme, und eine Gestalt erhob sich von einer der beiden Sitzbänke auf der dem Tal zugewandten Seite des Steinsockels. »Und dass du es hier tun würdest.«

Er erkannte die Stimme auf Anhieb, hatte fast mit ihr gerechnet.

»Hier, wo alles begonnen hat«, fuhr sie ausgelassen fort. »Wie ungemein stimmig! So ... nun ja, *konsequent*, würde ich fast sagen. So schließt sich endlich der Kreis. Muss sehr tröstend für dich sein.«

»Was willst du hier?«, raunte er.

»Na, ich will dir dabei zusehen«, bekam er zur Antwort. »Damit mir nichts entgeht, habe ich sogar eine Taschenlampe dabei. Hier, siehst du?«

Ein unsäglich greller Lichtstrahl schoss ihm in die Augen. Mit einem Fluch auf den Lippen wandte er den Blick ab. »Schalte sie ab! Sofort!«

»Jaja, schon gut.« Das Licht erlosch. »Sehe ich mir später eben das blutige Kunstwerk an, wenn dein Gehirn stückchen-

weise über den Stein verteilt ist. Das wird mir genügen. Bis es vollbracht ist, sollst du deine Privatsphäre haben. Man macht so etwas schließlich nicht jeden Tag, was? Ha! Genauer gesagt, höchstens einmal im Leben. Also mach hin, ja? Ich habe heute Nacht noch was vor.«

»Ich will, dass du verschwindest.«

»Schon gut, ich lasse dich allein. Aber verschwinden werde ich nicht.«

Kaum zähmbarer Zorn stieg in ihm auf. Die dumpfen Schritte seines Gegenübers umrundeten den Sockel, passierten ihn und entfernten sich raschelnd ins dunkle Gespinnst der Bäume.

»Eins noch!«, gebot er, woraufhin sie verstummten.

»Ja?«

»Die Brauerei. Sie bleibt, wie sie ist, klar?«

Die Antwort aus der rückwärtigen Schwärze kam verzögert: »Das habe ich nicht in der Hand.«

\*\*\*

*Ich bin ein Schatten. Das ist wenig und doch genug. Ich habe mich für dieses Dasein entschieden. Nicht in jeder Nacht bin ich nur ein Schatten, aber doch in vielen. Ich bin die blitzschnelle Bewegung auf dem Asphalt, die nächtliche Spaziergänger aus den Augenwinkeln wahrnehmen, wenn sie unter einer Straßenlaterne hindurchgehen. Ich bin das Vorbeihuschen einer unförmigen Silhouette an einer Mauer, die Gestalt gewordene Dunkelheit einsamer Gassen und das schauerhafte Frösteln, das die Leute dort heimsucht. Wenn ich einen Gartenzaun überquere, verschmelze ich mit den Schatten der Zaunlatten und Gartensträucher. Wenn ich eine Terrasse einnehme, jage ich die Schatten streunender Katzen. Komme ich einem Fenster zu nah, bin ich der Schatten eines Nachtvogels, der kurz die Sterne verdeckt hat. Besteige ich eine Leiter oder eine Efeuranke, werde ich damit eins. Schatten sind nicht unsichtbar, aber niemand achtet auf sie.*

Ein entfernter Schuss, den ein vorbeifahrender Kleinwagen beinahe übertönt hätte, gellte über die Hausdächer. Ein Jäger in den umliegenden Hochwäldern, keine Frage. Der Schatten

hörte sie oft, wenn er die Nächte durchstreifte. Dort droben in den lichtlosen Baumschluchten wäre er vollkommen, wie ihm bewusst war. So vollkommen, dass er gar nicht mehr existieren würde. Ein Nichts im Nichts, ohne Bedeutung. Nur wo Licht war, konnten Schatten sein.

Der Schatten erklimmte die Stadtmauer der Altstadt, sprintete in seiner Geschmeidigkeit einem Panther gleich zehn Meter weit auf einen der Türme zu, bevor er seitwärts ausbrach und als lautloser Nachtvogel über die Gasse segelte. Er landete auf dem flachen Dachanbau gegenüber. Dort wurde er eins mit dem dunklen Ziegeldach und stieg die eingearbeiteten Sprossen für den Kaminkehrer hoch zum First. Zuoberst angelangt, nahm er in entspannter Haltung rittlings Platz und holte sein Nachtsichtglas und den Feldstecher aus dem Rucksack.

Er hatte diesen Platz erst vor ein paar Wochen ausgekundschaftet. Seitdem kam er regelmäßig her. Es gab keinen günstigeren Ort, um das alte Brunnenwächterhaus zu observieren. Von hier überschaute man die rückläufige Umzäunungsmauer in einem Winkel, der durch den Terrassenanbau einen umfassenden Einblick ins Wohnzimmer des Hauses gestattete. Vorausgesetzt, die Vorhänge waren nicht zugezogen. Das waren sie zum Glück selten. Die Bewohnerin sah anscheinend keinen Grund dazu. In einem von einer fast drei Meter hohen Mauer eingeschlossenen Haus war das nachvollziehbar.

Sie war eine sehr hübsche Frau, fand der Schatten. Halbblondes blondes Haar, mittelgroß, zierliche Gestalt, vielleicht dreißig Jahre alt oder auch ein paar mehr. »Christina Grangel« stand draußen auf dem Briefkasten neben dem Eisentor. Der Schatten beobachtete sie gern.

Bislang hatte sich wenig Spektakuläres in diesem Wohnzimmer abgespielt. Meistens las sie oder schaute fern, und sie tat das immer allein. Dem Schatten reichte das aus. Es freute ihn sogar. Seine Ansprüche und Erwartungen waren so bescheiden wie seine Natur. Ihm genügte es vollauf, sie in ihrem Sessel sitzen oder auf ihrer Couch liegen zu sehen. Wenn die Nächte bald wärmer wurden, würde sie bestimmt auch die Terrasse benutzen. Warum sie allein und so zurückgezogen lebte, wusste er nicht,

und es war ihm auch egal. Er war ihr dankbar, dass sie sein Leben bereicherte. Dass sie dem Schatten etwas Licht gab.

Auch ohne seine Gläser erkannte er, dass in ihrem Wohnzimmer im Moment kein Licht brannte. Wahrscheinlich war sie früher als üblich schlafen gegangen. Das war bedauerlich. Vor allem, weil sich auch auf dem Nachbargrundstück nichts regte. Gleich neben dem Brunnerwächterhaus befand sich das Firmengelände der »Biber-Brauerei«, das der Schatten nur allzu gut kannte. Dort spielten sich nachts zuweilen interessante Sachen ab. Vor allem im Büro der Juniorchefin hatte der Schatten schon ein paar anschauliche Szenen bestaunen dürfen, die kaum konträrer zum sittsamen Geschehen im Brunnenwächterhaus hätten sein können. Heute aber lag zu beiden Seiten der Mauer alles in Dunkelheit.

Der Schatten wollte sich schon wieder zurückziehen und einen seiner anderen Bezugspunkte aufsuchen, als seine geschärften Sinne eine Veränderung registrierten. Da war eine Bewegung. Eine Bewegung, so schattenhaft und nachtgleich wie er selbst. Er nahm das Nachtsichtglas auf und lenkte das Okular zum Brunnenwächterhaus. Es lag nach wie vor in Finsternis, doch in der lichtlosen Kaverne zwischen dem Haus und der Außenmauer regte sich etwas. Dem Schatten stockte der Atem. Er wollte es kaum glauben, aber da war noch ein anderer Schatten. Kein Zweifel. Er erkannte seinesgleichen.

Flink wie ein Wiesel huschte der andere um die Hausecke und verschwand aus seinem Sichtfeld. Keine Minute später durchforschte der schwache Schein einer Taschenlampe das Wohnzimmer.

Der Schatten auf dem First verharrte in unruhiger Erwartung. Ein Schatten, der zu Besuch kam – was hatte das zu bedeuten?

Eine weitere Minute verstrich, vielleicht auch zwei oder drei, dann flammte am Vorderhof des Hauses Licht auf. Der Schatten auf dem First verstand sofort. Christina Grangel war gar nicht im Haus. Aber sie kam gerade heim. Das Eisentor hatte sich beiseitegeschoben, ihr Wagen fuhr ein. Sie würde ihn parken und ins Haus gehen, nicht ahnend, dass sich dort ein Schatten herumtrieb, der da nicht hingehörte.

Der Schatten erspähte seinen unbekanntem Bruder im ersten

Stock, wo er aus einem Fenster stieg, es wieder hinter sich schloss und elegant und sicher, wie es nur Schatten können, ins weiche Gras hinabsprang. Der Schatten auf dem First verfolgte seinen Weg auf die das Grundstück umzingelnde Mauer. Als er sie erklimmte, ging hinter ihm das Licht im Wohnzimmer an. Christina Grangel trat ein und ließ sich erschöpft in ihren Lesesessel fallen. Der Schatten auf der Mauer hielt ein und schaute ihr dabei zu. Der Schatten auf dem First beobachtete sie beide. Voller Staunen. Und Entzücken.

## Am Ende des Regenbogens

Der Sex mit Ilana war wie immer gut gewesen. Doch am meisten schätzte Ludwig an ihr, dass sie, auch nachdem sie fertig waren, noch eine Weile bei ihm blieb. Dann bettete sie ihren Kopf auf seine Brust und lauschte, wenn er sich die Widrigkeiten seines nicht weiter aufregenden Lebens als Versicherungsvertreter von der Seele redete. Sie sprach nicht gut genug Deutsch, um daraus eine Konversation zu machen. Auch wusste Ludwig, dass sie bestenfalls die Hälfte von dem verstand, was er ihr erzählte – vom Druck von oben oder dem zunehmend schlechten Ruf seiner Branche. Das spielte aber keine Rolle. Die Illusion einer verständnisvollen Partnerin, die ihm zuhörte und seine Sorgen teilte, war ihm genug. Danach fühlte er sich besser.

»Mittwoch, gleiche Zeit?« Dezent geschminkt kam Ilana aus dem Badezimmer und steckte ihre Ohrringe an. Sie hatte sich angezogen, ihren schönen Körper unter einer ausgewaschenen Bluse und einem knöchellangen Rock versteckt, der bestimmt das eine oder andere Jahrzehnt auf dem Buckel hatte. Die bescheidene Kleidung wurde ihr nicht gerecht, was sie Ludwig umso reizvoller erscheinen ließ. Sie war ein feiner Riesling in einem Zahnputzbecher. Ihre zurückhaltende Art, die schüchtern lächelnden Lippen und das volle schwarze Haar hatten ihn schon bei ihrem ersten Treffen betört. Daran hatte sich nichts geändert.

»Also?«

»Äh ... was?«

»Mittwoch. Ich soll wiederkommen?«

»Nein, da werde ich wahrscheinlich nicht in der Stadt sein«, sagte Ludwig und setzte sich im Bett auf. »Ich bin eine Weile weg. Wenn ich wieder da bin, rufe ich dich an.«

»Wohin gehst du?«, fragte sie. Die Ohrringe saßen. Sie nahm ihre Handtasche.

»Zurück nach Bayern«, antwortete Ludwig. »In mein Heimatstädtchen. Mein Vater ist gestorben.«

Sie suchte wieder seinen Blick. »Das tut mir leid.« Ihre Anteilnahme wirkte nicht gespielt. »Ist er gewesen ... krank?«

Ludwig zuckte mit beiden Achseln. »Keine Ahnung. Kann schon sein. Er hat sich erschossen.« Mit den Fingern der rechten Hand imitierte er einen Kopfschuss. »Mit einer Schrotflinte, wie ich gehört habe.«

Ilana blieb ein paar Sekunden lang erstarrt stehen. Dann trat sie näher und setzte sich am Fußende aufs Bett. Ihre dunklen Augen rangen um Verständnis. »Du hast die ganze Zeit von Arbeit geredet!«, fuhr sie ihn vorwurfsvoll an. »Dein Vater tot und sich erschossen und du redest von Arbeit! Warum?«

Noch einmal zuckte Ludwig unbeholfen mit den Achseln. Er bemühte sich, nach außen lässig zu bleiben, und merkte selbst, wie gründlich er dabei versagte. Schon bereute er es, das Thema überhaupt angeschnitten zu haben. »Ich will dich nicht damit belasten. Lass es gut sein, Ilana. Er und ich, wir haben uns nicht gut verstanden. Noch nie. Ich bin nicht traurig, verstehst du?«

Ilana musterte ihn eine Weile stumm. »Aber er ist dein Vater«, sagte sie schließlich. Sie hob eine Hand und schien abzuwägen, ob sie sie ihm irgendwo zärtlich auflegen sollte. Auf sein Knie etwa, das seitlich unter dem Bettlaken hervorlugte. Sie tat es nicht. Sie erhob sich und ging langsam Richtung Tür. Ludwig wünschte, sie hätte es getan. Er brauchte keinen Trost, aber eine Geste ehrlicher Anteilnahme hätte ihn berührt. In zweifacher Weise.

An der Kommode neben der Tür langte Ilana nach seinem Geldbeutel. Ludwig wusste, dass sie nicht zu viel herausnehmen würde.

»Du rufst mich an, wenn du hast getrauert«, sagte sie. Der Vorschlag klang mehr wie ein Befehl, und ihr stechender Blick verlangte dasselbe.

Ludwig aber wollte sich nicht ergeben. Ob er trauern würde oder nicht, war allein seine Sache. Er würde sich dafür nicht rechtfertigen, wie es auch kommen mochte. »Ich rufe dich an«, entgegnete er bündig.

Ilana nickte kaum merklich, dann verschwand sie durch die Tür und ließ Ludwig mit gemischten Gefühlen zurück. Etwas an

dem kurzen Gespräch hatte ihn aufgewühlt. Trauer um seinen toten Vater war es nicht. Eher das vollkommene Ausbleiben selbiger, verbunden mit Scham und Schuldgefühlen, weil anständige Menschen nun mal trauerten, wenn ihre Väter starben. Er tat das nicht, und er glaubte auch nicht, dass er es übermorgen bei der Beerdigung tun würde.

Er drehte den Kopf umständlich zu seinem Radiowecker. Es war fast elf. Meistens schlief er um die Zeit schon, aber jetzt war nicht an Schlaf zu denken. Er beschloss, noch etwas fernzusehen, am besten bei einer Tasse Tee.

Im Badezimmer betrachtete er sich im Spiegel. Imaginär stellte er seinen Vater neben sich, so wie er ihn in Erinnerung hatte. Den großen, kantigen und verboten gut aussehenden Kerl, der auch jenseits der vierzig noch jede Studentin rumkriegen konnte – wofür er nach Mamas Einweisung alle Freiheiten gehabt hatte. Ludwig hätte ihm kaum unähnlicher sein können. Er war kleiner als die meisten Frauen, die ihm begegneten, notorisch übergewichtig und hatte schon mit dreißig das meiste Haar verloren. Inzwischen schmückte nur noch ein Haarkranz seinen Kopf. Ein dunkler Haarkranz mit zunehmend silbernen Anleihen.

Der imaginäre Vater lächelte auf ihn herab, jovial, streng und abweisend. *Mach doch, was du willst*, sagte er wie beiläufig.

Ludwig verzog sich aus dem Badezimmer und brühte in der Küche eine Tasse Pfefferminztee auf. Sein Vater schaute ihm dabei über die Schultern. Nicht weil er an dem interessiert wäre, was sein Sohn da tat, sondern weil er Bestätigung suchte, dass dieser nichts zuwege brachte, was ihn in irgendeiner Form beeindrucken könnte.

*Du gibst zumindest dein Bestes*, sagte er und verschwand endlich wieder ins Nichts.

Ludwig ging mit seinem Tee ins Wohnzimmer. Als wollte ihn auch der Fernseher verhöhnen, lief ein James-Bond-Film mit Pierce Brosnan, als er einschaltete. Sein Vater sah Brosnan ungeheuer ähnlich. Von seinem Charme und seinem guten Aussehen hatte Ludwig leider wenig abbekommen. Dieser Teil seines genetischen Erbes war umfänglich an seine kleine

Schwester gegangen. Der Gedanke an sie trug nicht gerade zu Ludwigs Ausgeglichenheit bei. Auch ihr beider Verhältnis war schwierig. Sie war immer Papas Liebling gewesen. Er hatte sie stets bevorzugt, wodurch sie schon früh angefangen hatte, auf ihren großen Bruder herabzusehen. Mit sechzehn hatte sie ihn dann auch noch an Körpergröße überholt.

Ludwig nahm den Teebeutel aus seiner Tasse, quetschte ihn mit dem Löffel aus und legte ihn auf den Untersetzer. Die kommende Woche würde er sich gern ersparen.

\*\*\*

An der Zufahrtsschranke löste Harald Falter einen Parkschein und schlüpfte mit seinem Mini Cooper in die nächste freie Lücke. Feiner Nieselregen, mehr wehend als fallend, deckte den Wagen ein. Ein Schleier aus Wasser, der gerade durch jede Straße und jeden Winkel der Stadt zog. Die Mauern des Krankenhauskomplexes lagen grau und blassgrün dahinter.

Harald strich über das Brandmal auf seinem rechten Handrücken. Feuer hatte ihm das angetan. Wasser hatte ihn vor schlimmeren Verletzungen bewahrt. Diese Narbe würde ihm bleiben, ein Leben lang, doch Harald würde sie mit Stolz tragen. Er lächelte, als sie plötzlich zu jucken anfang, was sie ständig tat, seit er den Verband abgenommen hatte. Er würde noch so manche Schererei mit ihr haben, doch sie war ein geringer Preis dafür, dass er ein Leben gerettet hatte. Er stieg aus und ergab sich der Ummantelung des feuchten Schleiers. *Wasser ist Leben*. Wie wahr.

Neben einem Restaurant, einem Zeitungskiosk und einer Bücherei gab es auch einen Blumenladen in der Eingangshalle des Klinikums. Harald erstand einen bunten Strauß und eine dazu passende Vase, dann erkundigte er sich am Empfang nach dem Krankenzimmer von Julia Öttl.

In den ausladenden Fluren herrschte wenig Betrieb. Hier und da eine Schwester hinter Glas, vage Stimmenfragmente und Rascheln aus offenen Zimmern, einsame Patienten in Morgenmänteln beim Spaziergang. Den in Krankenhäusern so typischen Geruch nach Hygienemitteln empfanden viele Menschen als unangenehm.

Vielleicht weil er schlimme Krankheitserinnerungen weckte oder unbequeme Vorahnungen schürte. Vielleicht auch weil er tief im Unterbewusstsein wühlte. Dieser Geruch war schließlich einer der ersten, die ein Säugling nach dem Geburtstrauma in dieser Welt aufnahm. Er rührte auch in Harald, doch Harald empfand den Geruch als sehr angenehm. Er sprach von Reinheit. Von Sterilität. Von vollkommen keimfreier Sauberkeit.

Eine Erwiderung auf Haralds Klopfen an Julia Ötts Patientenzimmer ließ nicht auf sich warten. »Ja? Bitte?«, rief eine heisere, aber glasklar weibliche Stimme.

Harald sog die Luft ein, richtete sich gerade und trat ein. Da lag sie. An Kopf, Arm und Schulter bandagiert, letztere auf einem Gestell fixiert. Von ihrem langen blonden Haar war nichts zu sehen. Nur ihr hübsches Gesicht hatte man frei gelassen. Eine Mumie, zu schön, um sie völlig zu verhüllen.

Ein wachsames blaues Augenpaar schaute Harald entgegen. Nein. Zwei blaue Augenpaare schauten ihm entgegen. In einem Stuhl am Fußende des Bettes saß noch eine andere Blondine. Sie trug Straßenkleidung, woraus Harald folgerte, dass sie wohl nicht die Patientin des leeren Bettes nebenan war. Eine Schwester war sie auch nicht. Er hatte erwartet, Julia Öttl allein anzutreffen. Freunde und Verwandte kamen üblicherweise an den Wochenenden zu Besuch, nicht an einem Montagnachmittag.

»Entschuldigung, mein Name ist Harald Falter«, stellte er sich vor. »Ich habe mir unten Ihre Zimmernummer geben lassen.«

»Das haben Sie wirklich gut gemacht«, sagte die Bandagierte im Krankenbett. »Verzeihen Sie, dass ich nicht applaudiere. Sollte ich Sie kennen?«

»Nein, wohl nicht«, entgegnete Harald mit einem unsicheren Lächeln. »Sie waren ja nicht bei Bewusstsein. Ich bin der Feuerwehrmann, der Sie aus dem Auto gezogen hat.«

»Ah«, machte Julia Öttl, und ihre Augen wanderten von ihm ab und verloren sich an der Raumdecke. Ihre blassen Lippen zuckten kurz, so als wollten sie etwas sagen, was ihnen die Kehle verweigerte.

Stille Sekunden zerrannen, die Harald wie eine Ewigkeit vorkamen.



»Schade, dass Sie nicht schneller waren«, fügte Julia Öttl halblaut hinzu, nun mit Blick zur breiten Fensterfront des Krankenzimmers. Wasserschlieren liefen die Scheiben hinunter. Dahinter war in einer Suppe von dunklem Grau Ingolstadt zu erahnen.

»Wir sind so schnell gekommen, wie es ging«, entgegnete Harald weich. »Mehr haben wir nicht tun können. Wie geht es Ihnen?«

Die Patientin antwortete nicht. Dafür meldete sich die andere Frau zu Wort. »Geht es hier um irgendeine Versicherungssache?«, blaffte sie Harald an und stand auf. »Oder warum sind Sie hier? Was hat das zu bedeuten?«

Gemessen und ohne Hast ging Harald zu dem kleinen Tisch in der Ecke und stellte seine Blumen ab. Diese Frau kam ihm bekannt vor, aber er wusste nicht, wo er sie einordnen sollte. »Keine Versicherungssache«, sagte er. »Ich bin nur hier, weil ich wissen wollte, wie es der Frau Öttl geht.«

»Nicht so prächtig, wie Sie sehen, oder?«

»Nun, sie lebt noch«, setzte Harald dem entgegen, als er sich wieder den beiden Frauen zuwandte. Er hatte Julia Öttl aus einem brennenden Autowrack geholt und dabei sein Leben und seine Gesundheit aufs Spiel gesetzt. Mit einem Begeisterungssturm hatte er nicht gerechnet, aber doch wenigstens mit Dank anstelle von Vorhaltungen.

Die Blonde auf den Beinen hielt seinem Blick stand. Harald beobachtete einen tiefen Atemzug. Woher kannte er diese Frau? Er war sich sicher, sie schon irgendwo gesehen zu haben. Ihrem Dialekt nach sortierte er sie in den Regensburger Raum.

»Na gut«, schnaufte sie und fuhr zu der Patientin herum. »Ich mache mich dann auf den Heimweg. Melde dich, wenn ich etwas für dich tun kann, ja? Oder soll ich noch bleiben, solange ...« Mit einem unverhohlenen Kopfwippen deutete sie auf Harald hinter sich.

Julia Öttl schüttelte mit einem Ausdruck der Dankbarkeit den Kopf, soweit es ihre Verbände zuließen. »Danke, Christina. Ich komme schon klar. Bis bald.«

Die andere streifte noch einmal Haralds Blick, dann nahm sie ihre Jacke auf und marschierte davon. Harald war ein wenig

ratlos und fragte sich, was hier los war und was er falsch gemacht hatte. Wofür hielt die sich? Der Name »Christina« half ihm nicht, sie einzuordnen. Vielleicht hatte ihre herablassende Haltung gar nichts mit ihm zu tun. Manche Leute waren eben so.

Harald schaute ihr nach, bis sie die Zimmertür hinter sich geschlossen hatte. Damit war er allein mit der unbekanntenen Schönheit, die er aus dem Feuer gerettet hatte. Allzu dankbar schien sie dafür nicht zu sein.

»Einer der Sanitäter an der Unfallstelle hat gemeint, es würde Zeit brauchen, aber die bekämen Sie schon wieder hin«, trug er ihr an und hoffte, ein wenig Eis zu brechen. »Verbrannte Haut kann man transplantieren. Also ... ich meine, man kann sie mit gesunder Haut ersetzen. Das wird bestimmt alles wieder.«

Julia Öttl blickte wieder versonnen zum Regen hinaus. »Gilt das auch für ein Ohr? Kann man das auch ersetzen? Transplantieren? Neu machen?«

Harald wusste nichts darauf zu sagen. Dass man es ihm hier so schwer machen würde, hatte er nicht erwartet. Offensichtlich war es ein Fehler gewesen, herzukommen.

Julia Öttl schien seine Gedanken erraten zu haben. »Entschuldigen Sie, ich bin unmöglich«, wisperte sie und schaute ihn aus traurigen Augen an. Die rechte Braue war angesengt, die Stirn darüber lag unter Mullbinden. Harald erinnerte sich an die schrecklichen Bilder am Unfallort. Ihr Haar hatte schon Feuer gefangen, als er und der Armin sie mit Schaum eingedeckt hatten. Zu spät, um Verbrennungen zweiten, vielleicht dritten Grades zu verhindern. Ihre rechte Kopfseite hatte besonders übel ausgesehen. Inklusiv ihrem Ohr.

»Wie heißen Sie noch mal?«

»Harald. Harald Falter.«

»Sie sind also mein Lebensretter.«

Er lächelte. Nun endlich konnte er sich so bescheiden aufspielen, wie er es sich vorgenommen hatte und wie es einem echten Helden zustand. »Ich habe nur meine Pflicht getan. Ihr Leben haben die Ärzte gerettet.«

»Warum besuchen Sie mich?«

Um mich gut zu fühlen, wollte er nicht sagen. »Um zu er-

fahren, wie es Ihnen geht, natürlich«, antwortete er. »Ich habe mir Sorgen um Sie gemacht.«

»Besuchen Sie alle Menschen, denen Sie helfen?«

»Nein, es ist das erste Mal«, sagte er der Wahrheit verpflichtet. »Aber es war auch das erste und einzige Mal, dass ich jemanden aus einem brennenden Fahrzeug geholt habe.«

»Was machen Sie denn sonst so? Kätzchen aus Bäumen retten?«

»Wir werden oft zu Unfällen gerufen und müssen Leute rausschneiden, aber normalerweise brennen die Autos nicht.«

»Warum hat meins gebrannt?«

»Manchmal passiert es eben doch. Können Sie sich an den Unfallhergang erinnern? Warum sind Sie von der Straße abgekommen?«

Julia Öttl senkte den Blick und schüttelte unter all ihren Bandagen kaum merklich den Kopf. »Keine Ahnung. Ich versuche schon die ganze Zeit, mich zu erinnern, aber es klappt nicht. Ich weiß nur noch, wie ich die Straße entlangefahren bin. Nicht sehr schnell. Wegen dem Nebel. Dann ist alles weg. Keine Ahnung, was passiert ist. Ich bin jedenfalls niemand, der während der Fahrt telefoniert oder raucht oder sonst was. Vielleicht bin ich eingeschlafen. War ja schon ziemlich spät.«

»Wo wollten Sie denn noch hin um die Zeit? Doch nicht etwa bis nach Stuttgart?«

Da schlich sich etwas Dunkles in Julia Ötts Gesichtszüge, ihr Blick gefror, und die Wachsamkeit kehrte zurück. »Woher wissen Sie, wo ich wohne?«, fragte sie eisig.

Die Sperrschranke, die sie damit zwischen ihnen zog, war beinahe greifbar, ihr starrer Blick anklagend, die blutleeren Lippen nur noch ein schmaler Strich. Harald war versucht, ein Stück zurückzuweichen, doch er blieb standhaft am Fußende ihres Bettes stehen.

»Na, durch Ihr Autokennzeichen«, erwiderte er verwirrt und kam sich ein zweites Mal wie auf einem Minenfeld vor. Die Patientin hatte offenbar ähnliche Neurosen wie ihre vormalige Besucherin. Dieser Gedanke diktierte ihm seine nächste Frage. Auch auf die Gefahr hin, auf eine weitere Mine zu treten. »War

das eine Freundin von Ihnen?« Er deutete mit dem Kinn auf den leeren Stuhl.

Julia Öttl starrte ihn unbewegt an. Sie wirkte seltsam angespannt. Harald konnte sich keinen Reim darauf machen.

»Wieso stellen Sie all diese Fragen?«, schnarrte sie mit einer Grabesstimme, die sich tief in Haralds Verstand fräste.

Was hatte er denn falsch gemacht? Er wollte doch nur ein kleines Dankeschön für seine mutige Tat entgegennehmen. Irgendwie war das gründlich schiefgegangen, und er sah der Patientin an, dass die Situation auch mit Small Talk nicht mehr zu retten war. Er war auf eine Mine getreten. Auf welche, wusste er nicht.

»Ich möchte, dass Sie gehen!«, verlangte Julia Öttl streng und mit zunehmend flatternden Nasenflügeln. »Gehen Sie! Und kommen Sie nicht zurück!« Ihr Atem ging schneller. Mit ihrem freien linken Arm wies sie zur Tür. »Gehen Sie!«, schrie sie mit aufkeimender Panik. »Raus hier! Haben Sie nicht gehört? Gehen Sie! Jetzt! Gehen Sie! Gehen-Sie-gehen-Sie-gehen-Sie! Sofort!«

Harald, von ihrem unerwarteten Ausbruch völlig vor den Kopf gestoßen, stolperte einen Schritt rückwärts. »Schon gut«, sagte er mit einer beschwichtigenden Geste. »Ich gehe. Entschuldigen Sie, wenn ich Sie gestört habe.« Er fuhr herum und durchmaß den Raum zur Tür. Julia Ötts vorwurfsvolle Blicke spürte er auch noch draußen im Korridor.

Auf dem Weg zum Auto schalt er sich für die blöde Idee, eine ihm völlig unbekannte Frau im Krankenhaus zu besuchen. Er hatte sie aus ihrem Fahrzeug geborgen, aber das reservierte ihm offensichtlich keinen Platz an ihrem Krankenbett. Das war schade, sogar frustrierend, doch er akzeptierte es. Wer wusste schon, was in den Leuten vorging.

Als er Ingolstadt über Lenting hinter sich ließ, klarte der Himmel auf. Zwanzig Minuten später, als er in Beilngries einfuhr, schien schon die Sonne auf die nass glänzenden Straßen. Es war kurz nach drei. Der Sud müsste inzwischen fertig gekocht sein und konnte ausschlagen. Wenn sich der Wastie an seine Vorgaben gehalten hatte, sollte alles geklappt haben. Die Messung der Stammwürze und der Geschmackstest würden es gleich zeigen.

Harald hatte durchaus Vertrauen zu seinem Lückenbüßer, aber die »Extradolde« war seine Kreation, und deshalb ließ er den Brauprozess ungern unbeaufsichtigt und machte am liebsten alles selbst. Die richtige Menge Hopfenpellets in die Würzpfanne zu geben, hatte er sich weiterzudelegieren getraut. Die Hefedosierung vor dem Gärkeller würde er selbst übernehmen.

Harald passierte das Brunnenwächterhaus und bog ins Brauereigelände ein. In dem Moment fiel bei ihm der Groschen. Natürlich! Die andere Blondine in Julia Ötts Krankenzimmer, das war die Mieterin von nebenan. Die Frau, die seit etwa einem halben Jahr im Brunnenwächterhaus wohnte. Er schüttelte den Kopf. Was es doch für Zufälle gab.

Drüben neben der Schwankhalle rangierte der Armin mit dem Stapler und belud den Lkw für die Lieferung zum Jankerwirt. Harald würde ihm nachher erzählen, dass ihr Brandopfer einen ziemlichen Knacks in der Birne hatte. Ob ihn das überhaupt interessierte, war fraglich. Der Armin hatte sich gut eingegliedert in Beilngries, war prompt der Freiwilligen Feuerwehr beigetreten, aber meistens blieb er für sich und interessierte sich weder für Fußball noch für ihren Freitagsstammtisch. Für Frauen interessierte er sich auch nicht, wie es schien. Harald wusste nicht, ob ihn irgendetwas interessierte, den schwächlichen Mann aus dem Nordosten der Bundesrepublik. Von Judith hatte er neulich erfahren, dass er neuerdings auch im örtlichen Karateclub war. Immerhin etwas.

Vor dem Bürogebäude parkte ein schwarzer Audi mit Düsseldorfer Kennzeichen. Harald ahnte, wem der gehörte. Der Ludwig wohnte seines Wissens nach in Düsseldorf. Anscheinend war er nach Hause gekommen, um seinen Vater zu beerdigen.

Harald stellte seinen Wagen daneben ab und atmete tief durch. Er konnte noch immer nicht fassen, dass sich der Chef erschossen hatte. In derselben Nacht, in der er ein Leben gerettet hatte, hatte der Chef seines eigenhändig beendet. Der Krankenbesuch in Ingolstadt hatte ihn aufmuntern sollen, aber das war nach hinten losgegangen. Er fühlte sich deplatziert als vorher. Mit dem Chef hatte die Brauerei auch Herz und Seele verloren.

Nun gab es nur noch eins, was ihn ein wenig aufbauen konnte: ein gelungener Sud Extradolde. Hoffentlich hatte es der Wastie nicht verbockt.

Er hatte es verbockt. Harald fiel aus allen Wolken. »Wie bitte? Umgekippt? Was soll das heißen?«

Der Wastie hob betreten die Schultern und wurde immer kleiner. »Tut mir ja echt leid, Harry, aber da war was faul«, gab er duckmäuserisch zu Protokoll. »Ich hab's zum Glück gemerkt, bevor ich den Hopfen reingelassen habe.«

»Was redest du für einen Blödsinn?«, fuhr Harald ihn an. »Im Maischebottich war noch alles in Ordnung. Das habe ich überprüft, bevor ich weg bin.«

»Glaub ich dir schon«, erwiderte der Wastie. »In der Pfanne nach dem Läutern aber nicht mehr. Probier es doch selbst. Es schmeckt wie verbrannte Kartoffeln. Wahrscheinlich stimmt im Wasserzulauf irgendwas nicht. Da ist irgendwas reingekommen. Der Hansi ist schon dran an der Sache.« Der Hansi war ihr Hauselektriker und außerdem Klempner und Fahrzeugwart. Das Mädchen für alles, ohne das hier gar nichts lief.

Harald marschierte schnurstracks zum Braukessel und ließ eine Probe aus dem Hahn ab. Der Wastie hatte recht. Irgendetwas stimmte nicht. »Pfu Deibel.« Er spuckte auf den Boden. »Na gut, lass es ab. Den Sud können wir vergessen. Scheiße! Scheiße noch mal!«

»Hey, das ist nicht unsere Schuld, klar?«, meinte der Wastie und parkte eine Hand auf Haralds Schulter. »Nicht deine und nicht meine. Und es hätte schlimmer kommen können. Sei froh, dass ich den Hopfen noch nicht zugegeben habe.«

Harald entwand sich der kumpelhaften Geste. »Weiß es die Chefin schon?«

»Ja.«

»Was hat sie gesagt?«

»Eigentlich gar nichts. Hat sie gar nicht interessiert, glaub ich. Sie hat nach dir gefragt, wollte etwas mit dir klären.«

»So? Hat sie erwähnt, was?«

»Nein. Und du kannst jetzt auch nicht rein zu ihr. Der Ludwig ist vorhin gekommen.«

»Hab mir schon gedacht, dass er das ist. Wie viel Malz ist noch da?«

»Was?«

»Reicht es für einen weiteren Sud?«

»Ja, schon«, bestätigte der Wastie. »Aber schau mal auf die Uhr, Harry.«

»Die Uhr ist mir scheißegal!«, erwiderte Harald scharf. »Los, fang an!«

Der Wastie zierte sich und trat von einem Fuß auf den anderen. »Ach, Harry ... du, jetzt hör mal, meine Tochter hat heute Geburtstag. Ich muss heute wirklich pünktlich heim.«

»Du hast doch nur eine Tochter, oder, Wastie?«

»Ähm ... ja, schon.«

»Sollte die nicht im September Geburtstag haben?«

»Wieso im September?«

»Weil du wegen ihrem Geburtstag letztes Jahr mal die Spätschicht hast ausfallen lassen. Erinnerst du dich? Das war an einem Abend, als die Sechz'ger zu Hause gespielt haben.«

Der Wastie verdrehte die Augen und nickte ertappt. »Okay, unsere Tochter hat kurz vor Weihnachten Geburtstag«, gab er zu. »Aber heute ist unser Kegelabend. Scheiße, Harry, wir können doch jetzt nicht noch einen Sud aufsetzen!«

»Mach es«, erwiderte Harald und hielt auf sein Büro zu, ein kleines Kabuff neben dem Aufzug in den alten Gärkeller. »Und dann hau meinetwegen ab. Ich mache das schon. Ich habe keinen Kegelabend, weißt du?«

Der Wastie eilte ihm hinterher. »Jetzt warte halt. Lass mich nicht so stehen. Ich will dir ja helfen, wenn es sein muss. Aber willst du nicht erst mal schauen, ob der Hansi herausfindet, was falsch gelaufen ist? Vielleicht hat es gar keinen Sinn, heute noch was anzusetzen ...«

Harald sah ein, dass er recht hatte. Überaktionismus half ihnen jetzt auch nicht. Sich zu beschäftigen würde seinem Gemütszustand guttun, aber der Firma half es wahrscheinlich nicht.

»Das mit dem Chef macht uns alle fertig«, sagte der Wastie im Verschlag. »Aber wir müssen jetzt cool bleiben. Oder fürchtest du etwa, dass wir unsere Jobs verlieren?«